

Pornographie und sexuelle Gewalt im Internet

Pornographie im Internet ist zunächst einmal Pornographie – und sie ist nur eine von vielen Ausdrucksformen von Sexualität in diesem nicht mehr ganz neuen Medium. Das Wort Pornographie stammt aus dem Griechischen und bedeutet ursprünglich „über Huren schreiben“. Unter Pornographie wird heute die sprachliche oder bildliche „Darstellung geschlechtlicher Vorgänge unter einseitiger Betonung des genitalen Bereichs und unter Ausklammerung der psychischen u. partnerschaftlichen Aspekte der Sexualität“ verstanden [1]. Dass jedoch die Zuordnung zum Begriff Pornographie sehr von dem Kontext abhängig ist, wird in der Definition im Psychrembel Wörterbuch Sexualität deutlich: „Darstellung von Sachverhalten mit sexuellem Inhalt, die nach den jeweils (individuell oder sozial) zugrunde gelegten Normen als Obszönität gelten, indem sie Tabus brechen oder aus anderen Gründen als sozial nicht akzeptabel erscheinen“ [2]. Pornographie ist immer wieder mit sexueller Gewalt in Verbindung gebracht worden. Diesbezüglich gibt es 4 kontroverse Grundpositionen:

Position 1. Pornographie ist ein Sicherheitsventil. Risikopersonen können sich mit Hilfe von Pornographie davor schützen, deviante Fantasien und Impulse in der Realität in selbst- oder fremdschädigendes Verhalten umzusetzen. So könne z. B. der Konsum von Kinderpornographie als Ersatz für reale sexuelle Kontakte mit Kindern dienen.

Position 2. Pornographie ist die direkte oder indirekte Ursache von sexueller Gewalt. Aus der feministischen Kritik an Pornographie stammt das Motto: „Pornographie ist die Theorie, Vergewaltigung die Praxis“. Besonders bei Risikopersonen fungiert Pornographie als Verstärker oder Auslöser sexuell aggressiver Fantasien und Impulse.

Position 3. Der Konsum von Pornographie ist lediglich Folge bzw. Ausdruck einer bestehenden Neigung zu sexueller Aggressivität.

Position 4. Es gibt keinen ursächlichen Zusammenhang zwischen Pornographie und sexueller Gewalt.

Bevor diese Positionen erörtert werden, soll zunächst die Bedeutung des Internets für Sexualität insgesamt kurz dargestellt werden.

Sexualität und Internet

Das Internet hat sich in den letzten 20 Jahren zu dem wahrscheinlich wichtigsten Kommunikationsmedium in der industrialisierten Welt entwickelt. Dabei spielt Sexualität weiterhin eine herausragende Rolle: Bei der Internet-Suchmaschine Google finden sich aktuell unter dem Stichwort „Sex“ 719.000.000 Links, unter „Pornography“ 35.400.000 (28. Juli 2006). Um die Jahrtausendwende waren ca. 20 % aller Internetnutzer in irgendeiner Form im Netz sexuell aktiv [3]. Die Zahl von

Besuchern auf Sex-Websites stieg in der Zeit von Dezember 1999 bis Februar 2001 um 27 % von 22 Mio. auf 28 Mio. [4]. Laut einer Untersuchung konsumierten im Jahr 2001 33 % der deutschen Internetnutzer häufig Cybersex, davon waren 82 % Männer und 18 % Frauen [5]. Mit dem Internet – so Cooper und Griffin-Shelley [6] – sei eine „neue sexuelle Revolution“ angebrochen, vergleichbar mit dem Einfluss der Antibabypille. Mit dem Internet gehe das mechanische Zeitalter zu Ende, das virtuelle Zeitalter entfalte sich [7].

Sexualität findet im Internet mannigfaltige Ausdrucksformen: Fotos, Filme, Texte, Kurzbotschaften (Instant-Message-Systeme), Chats, Multi-User-Domains (MUD), direkte akustische (Telefon) und visuelle (Webcam) Kommunikation (für einen detaillierte Übersicht über die aktuellen Möglichkeiten s. [8]). Unter Cybersex im engeren Sinne (auch Cybering, Online-Sex, virtueller Sex u. Ä. genannt) versteht man „computervermittelte zwischenmenschliche Interaktionen, bei denen die beteiligten Personen offen sexuell motiviert sind, also sexuelle Erregung und Befriedigung suchen, während sie einander digitale Botschaften übermitteln“ [5, 6]. Cybersex ist also keine Mensch-Maschine-Interaktion und als soziales Geschehen auch kein Solosex. Beim videobasierten Cybersex treten die Teilnehmer per Online-Videokontakt oder -konferenz miteinander in Verbindung, bei Bedarf ergänzt durch Audio- und Textdialog. Derzeit dominiert aber der textbasierte, maschinenschriftliche Cybersex, sei es

zeitgleich und zeitversetzt. Die Inhalte variieren zwischen kurzen, erotischen Textbotschaften und ausgefeilten Szenarien. Im Gegensatz zu Face-to-Face-Begegnungen erfordert diese Art des Cybersex ein schriftliches Verbalisieren des Begehrens, ohne dabei körperlos zu sein [5]. Gerade in der Schriftsprache entfaltet sich ein besonderer Raum für individuelle Fantasien. Cybersex ist „kondomlos und zeitnah“ [9]. Cybersex kann sowohl eine prostitutive Dienstleistung sein (vorwiegend videobasiert, vergleichbar mit Peep- und Sexshows), als auch privaten, nicht kommerziellen Zwecken dienen, die sich mal in flüchtigen Begegnungen erschöpfen, mal in dauerhaftere, verbindlichere soziale Beziehungen münden [5, 10]. Er kann auf Kontakte per Internet beschränkt bleiben, aber auch reale Kontakte (in real life, IRL) anbahnen. Das Internet ist über seine Bedeutung für rein sexuelle Kontakte hinaus mittlerweile zum Hauptmedium bei der Partnerschaftssuche avanciert; es trägt zur Globalisierung von Sexualität als Ware und Dienstleistung bei; wie bei e-bay wird ein lokaler, sexueller Markt durch einen weltweiten ersetzt bzw. ergänzt, wobei die lokaleren Netzwerke weiterhin eine Bedeutung für die Anbahnung von In-Real-Life-Kontakten haben [11].

Die Unterscheidung von real und virtuell erweist sich im Internet jedoch auf den zweiten Blick durchaus als schwierig. Die mittels Internet entwickelten Fantasiewelten und sexuellen Betätigungen haben durchaus eine eigene, nicht nur gedankliche Realität. Unter Hinweis auf die Interdependenz von realen und virtuellen Räumen schlug Dekker vor, den mit dem Internet verbundenen Computer als „eine Art elektronischen Spiegel zu begreifen, der die Utopie des virtuellen Raums ... mit dem realen Raum verbindet“ [12]. Bauman [13] stellte die provokante Frage, was realer sei, Cybersex oder In-Real-Life-Sex. Betrachtet man das Gehirn als das wichtigste menschliche Sexualorgan, verwischen sich auch die Grenzen zwischen real und virtuell.

Was sind spezifische Charakteristika der Internet-vermittelten Sexualität, z. B. im Vergleich zum Telefonsex, der trotz noch größerer Verbreitung des Telefons, nie die Ausmaße angenommen hat wie Internetsex? Das Internet bedient sich ge-

Übersicht 1

Chancen und Risiken des Internets für die Sexualität

Chancen

- Erleichterung sozialer Kontakte, besonders für Menschen mit geringen sozialen Fähigkeiten (schüchtere, selbstunsichere), Behinderungen oder körperlichen Nachteilen
- Entwicklung (virtueller) Gemeinschaften und Subkulturen mit gemeinsamen sexuellen Interessen, besonders für sexuelle Minderheiten (Schwule, Lesben, Bisexuelle, Transgender- und Intersexpersonen, Menschen mit ausgefallenen sexuellen Praktiken); leichteres Coming-Out; Internet als extended family [18]
- Ermöglichung sexueller Kontakte (besonders für sexuelle Minderheiten) in abgelegenen, ländlichen Regionen
- Große Partnerauswahl, bessere Abstimmung (matching) von sexuellen und anderen Präferenzen und Persönlichkeitsmerkmalen
- Abbau von Vorurteilen und Stereotypen
- Erweiterung des Spektrums sexueller Fantasien und sexuellen Verhaltens, Experimentieren in einem sicheren Raum, eventuell auch für Partnerbeziehungen
- Bei reinem Cybersex kein Risiko bezüglich sexuell übertragbarer Erkrankungen (z. B. HIV)
- Verbreitung von Informationen, sexuelle Aufklärung und Erziehung, besonders für Kinder und Jugendliche (z. B. über Schwangerschaftsverhütung, sexuell übertragbare Krankheiten und Safer Sex, sexuelle Störungen)
- Beratung, Selbsthilfe und Behandlung sexueller Probleme via Internet
- Ersatz für reale sexuelle Übergriffe
- Freiheit: von Dritten nur schwer kontrollierbares Medium

Risiken

- Vermeidung von realen – sexuellen und nicht-sexuellen – zwischenmenschlichen Kontakten; Isolation, Vereinsamung
- Unzufriedenheit mit Real-life-Sexualität und -Beziehungen, die mit den ausgefeilten sexuellen Fantasien und Bildern aus der virtuellen Internetwelt nicht mithalten können
- Belastung von Partnerschaften
- Flucht in eine virtuelle Welt
- Normalisierung des Ungewöhnlichen
- Süchtige Entwicklungen (unbegrenzte, leichte Verfügbarkeit von Pornographie und Cybersex)
- Senkung von Hemmschwellen: wiederholte, eventuell selbst- und/oder fremdschädigende Fantasien werden leichter umgesetzt
- Steigerung sexuell aggressiver Impulse
- Missbrauch von im Netz aufgebauten Vertrauensverhältnissen
- Von Dritten nur schwer kontrollierbares Medium

rade im sexuellen Bereich weiterhin stark einer Textkommunikation, die für die Entwicklung romantischer Beziehungen schon immer von besonderer Bedeutung war [14]. Dies erlaubt den individuell angemessenen Grad an Nähe bzw. Distanz, sowohl räumlich als auch zeitlich, und ermöglicht damit auch eine optimale Abstimmung von Begehren und Fantasien zwischen den Beteiligten [11]. Gerade dieser individuell sehr variable Abstand zwischen den kommunizierenden Partnern ermöglicht es, sich in der Anonymität des Netzes von sozialen Attributen zu befreien – das gesprochene Wort verrät häufig nicht nur Geschlecht, Alter, Nationalität – und die Worte sorgfältiger abzu-

wägen. Je nach Geschmack und Notwendigkeit kann in Sekundenschnelle oder verzögert mit Pausen kommuniziert werden, quasi in einer variablen Kombination aus Telefon- und Briefqualitäten. Das Internet expandiert den Zwischenraum zwischen privater Fantasie und realem Verhalten, zwischen Denken, Tun und Sein. Es erlaubt das sexuelle Experimentieren auch mit ungewöhnlichen, möglicherweise gefährlichen Fantasien aus der Sicherheit der Anonymität und gleichzeitig der Geborgenheit des eigenen Zuhauses. Im Internet lassen sich besonders leicht interaktionell Erzählungen entwickeln, häufig in einer offensichtlich attraktiven Mischung aus romantischer Erzählung

und Pornographie [11]. Das Netz bietet sich besonders für die wechselseitige Konstruktion sexueller Skripte an, bei denen die Partner sowohl Drehbuchautoren als auch Schauspieler sind [15, 16].

Fast jedes neue Medium – sei es Buchdruck, Fotografie, Telefon oder Fernsehen – stand anfänglich unter dem Verdacht, es werde die Sexualität korrumpieren und zum Sittenverfall beitragen. Bei solchem Technik- und Kulturpessimismus ist Vorsicht geboten. Das Internet birgt für die Sexualität sowohl Chancen als auch Risiken (■ Übersicht 1), beide sind häufig nicht voneinander zu trennen und sollten nicht einseitig gegeneinander ausgespielt werden [5, 17, 18].

Pornographie und sexuelle Gewalt

Theorien zur Wirkung von Pornographie

Laut dem Erregungs-Transfer-Modell führt Pornographie zu einer unspezifischen physiologischen Erregung, die nach Provokation in Wut überführt wird. Das Modell des sozialen Lernens postuliert, dass der Konsument sich mit dem Täter bzw. dem dominanten Partner in der pornographischen Darstellung identifiziert, diesen nachahmt. Nach der Desensitivierungstheorie gewöhnt sich der Konsument an die Verknüpfung von Sexualität und Gewalt, wie sie oft in der Pornographie dargestellt wird. Auch kann es durch häufigen Pornographiekonsum zu einer Abstumpfung und Langeweile gegenüber gewaltfreier Pornographie kommen und ein Verlangen nach einem stärkeren Reiz, d. h. devianteren, eventuell gewalttätigeren Stimuli wachsen (für einen Überblick zu den theoretischen Modellen vgl. [19, 20]). Nach psychodynamischen Theorien kann Pornographiekonsum als narzisstische Plombe zur Kompensation von Minderwertigkeits- und Ohnmachtsgefühlen, zur Selbsttröstung und zur Angstabwehr dienen und stellt in seinen devianteren Formen eine „erotische Form von Feindseligkeit“ dar. Wichtig ist dabei die der Pornographie innewohnende Fetischisierung des Objekts [21, 22].

Übersicht 2

Typen der Pornographie nach dem Ausmaß an Gewalt (nach Boering 1994 [24])

| | |
|-----------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------|
| Softcore-Pornographie | Nacktdarstellungen (z. B. in Playboy, Praline) |
| Hardcore-Pornographie | Darstellung gewaltfreier sexueller Handlungen (in der Regel mit einem oder mehreren Partnern) |
| Gewaltpornographie | Darstellung von Fesseln, Schlägen, aber offensichtlich noch konsensuell |
| Vergewaltigungspornographie | Darstellung von Gewaltanwendung, aber sichtbar nicht mehr konsensuell |

Empirische Untersuchungen

Will man die Auswirkungen von Pornographie untersuchen, ist es notwendig, das Ausmaß der Gewaltdarstellung zu berücksichtigen und zwischen Softcore-, Hardcore-, Gewalt- und Vergewaltigungspornographie zu unterscheiden [23, 24] (■ Übersicht 2).

Zur Klärung des Zusammenhangs zwischen Pornographie und Gewalt werden (a) experimentelle Studien, häufig mit unauffälligen Studentenpopulationen, (b) Untersuchungen bei Sexualstraftätern und (c) epidemiologische Studien an großen Bevölkerungsgruppen herangezogen [20]. Fast immer werden ausschließlich Männer untersucht. Dies ist darauf zurückzuführen, dass sexuelle Gewalt fast ausschließlich von Männern ausgeübt wird und Pornographie ebenfalls überwiegend von Männern konsumiert wird.

In einer Metaanalyse von 33 experimentellen Studien mit insgesamt 2040 Probanden konnte gezeigt werden, dass Softcore-Pornographie (einfache Nacktdarstellungen) die Aggressivität senkt (Effektstärke $r = -0,14$), während gewaltfreie Hardcore-Pornographie ($r = 0,17$) und Gewaltpornographie ($r = 0,22$) diese steigern [25], allerdings nur bei den Probanden, die zuvor provoziert und in einen gereizten Zustand versetzt (angered) worden waren. Diese unspezifische gereizte Ausgangsstimmung ist offensichtlich eine wichtige Voraussetzung für die negative Wirkung von Pornographie. Oddone-Paolucci und Mitarbeiter [26] fanden in einer weiteren Metaanalyse von 46 experimentellen Studien mit insgesamt 12.323 Probanden Korrelationen von Pornographie mit devianter Sexualität (Effektstärke $r = .31$), sexueller Gewalt ($r = .22$), negativen Einstellung über Intimbeziehungen

($r = 0,20$) und Vergewaltigungsmythen ($r = 0,31$).

Daraus kann geschlossen werden, dass Pornographie nur einer von vielen Einflussfaktoren auf die Entwicklung sexueller Gewalt ist [23]. Als moderierende Einflussfaktoren auf die Wirkung von Pornographie kommen neben der Art der Pornographie (Gewaltlevel) und dem aktuellen emotionalen Zustand des Konsumenten (Wut, Ärger, Traurigkeit) auch das kulturelle (z. B. Geschlechtergleichheit, Permissivität für Gewaltanwendung) und familiäre Milieu (z. B. Umgang mit Sexualität, Traumatisierungen), Persönlichkeitsfaktoren (z. B. Bindungsstil, Feindseligkeit, Impulsivität, Intelligenz, sexuelle Präferenzen etc.) und der Einfluss psychotroper Substanzen (Alkohol, Drogen) in Frage. Daher ist es wichtig, bezüglich der Wirkung von Pornographie zwischen verschiedenen Risikogruppen zu unterscheiden. In einer experimentellen Studie mit 1713 Collegestudenten fand sich zwar in allen Risikogruppen (eingeteilt anhand der Merkmale feindselige Männlichkeit und Promiskuität) ein Zusammenhang zwischen Häufigkeit des Pornographiekonsums und sexueller Aggression [27]. Dieser Effekt war aber am ausgeprägtesten in der Höchststrisikogruppe (13 % der Stichprobe): Personen mit dem häufigsten Pornographiekonsum zeigten 7-mal so häufig sexuelle Aggressionen als diejenigen, die nie Pornographie konsumierten. Ein kausaler Zusammenhang ist in 2 Richtungen denkbar:

- Personen mit einer besonderen Bereitschaft für sexuelle Aggression konsumieren häufiger Pornographie.
- Pornographiekonsum fördert die sexuelle Aggressivität.

Bundesgesundheitsbl - Gesundheitsforsch - Gesundheitsschutz 2007 · 50:90–102
DOI 10.1007/s00103-007-0114-8
© Springer Medizin Verlag 2006

A. Hill · P. Briken · W. Berner

Pornographie und sexuelle Gewalt im Internet

Zusammenfassung

Die Frage, ob Pornographie im Internet sexuelle Gewalt fördert oder eher als Sicherheitsventil dient, ist ein gesundheits-, medien- und kriminalpolitisch wichtiges Thema. Studien zur Wirkung von Pornographie generell zeigen, dass Softcore-Pornographie und gewaltfreie Pornographie als harmlos gelten, während gewaltfreie Hardcore und Gewaltpornographie Aggressivität steigern können. Personen mit hohem Risiko für sexuelle Gewalt haben mehr Interesse an gewalttätiger Pornographie und werden durch diese stärker negativ beeinflusst. An 2 Fallbeispielen werden die besonderen Merkmale von Internetpornographie und Cybersex veranschaulicht: leicht-

ter Zugang von zu Hause, Anonymität, niedrige Kosten, Mannigfaltigkeit und Devianz des Materials, grenzenloser Markt, Auflösung der Grenzen zwischen Konsument und Produzent, interaktive Kommunikation, Experimentierraum zwischen Fantasie und realem Verhalten, virtuelle Identitäten, leichte Kontaktaufnahme zwischen Täter und Opfer bzw. verschiedenen Tätern sowie niedriges Entdeckungsrisiko. Dem Phänomen sexueller Sucht (oder Paraphilie-verwandte Störung) kommt beim problematischen Umgang mit Internetpornographie eine besondere Bedeutung zu. Neben präventiven Maßnahmen zum Schutz potenzieller Opfer

werden für die Täterseite Behandlungsstrategien vorgestellt, die außer einer Beschränkung des Zugangs zu Internetsexualität die Therapie komorbider psychischer Störungen und Probleme (soziale Isolation, Trauerprozesse, Stress- und Wutmanagement, Schuld und Scham, Kindheitstraumata, kognitive Verzerrungen, Opferempathie), eventuell auch medikamentöse Behandlung und die Förderung einer integrativeren und beziehungsreicheren Sexualität umfassen.

Schlüsselwörter

Pornographie · Sexuelle Gewalt · Internet · Behandlung

Pornography and sexual abuse in the Internet

Abstract

Internet pornography has been regarded as either stimulating sexual aggression and abuse or as serving as a safety valve. This controversy is an important issue in health, media and legal politics. According to empirical studies on pornography in general, soft-core pornography and non-violent pornography can be regarded as harmless, whereas non-violent hard-core pornography and violent pornography may increase aggression. Individuals with a high risk for sexual aggression show more interest in violent pornography and are stimulated more strongly through such material. Two case histories illustrate the

characteristics of internet pornography and "cybersex": easy access, anonymity, affordability, wide range and deviancy of the material, unlimited market, blurring the borders between consumer and producer, interactive communication, space for experimenting between fantasy and in-real-life behavior, virtual identities, easy contact between offender and victim or among offenders, and low risk of apprehension. The phenomenon of "sexual addiction" (or paraphilia-related disorder) is particularly relevant for the problematic use of internet pornography. Preventive measures to protect possible victims are presented as well

as treatment strategies for offenders. Beside limiting access to the internet, these include therapy of comorbid psychiatric disorders and psychological problems (social isolation, bereavement, stress- and anger-management, guilt and shame, childhood traumata, cognitive distortion, victim empathy), psychopharmacotherapy and the enhancement of a more integrative and relationship-oriented sexuality.

Keywords

pornography · sexual aggression · Internet · treatment

Meistens handelt es sich wahrscheinlich um eine Wechselwirkung zwischen beiden Komponenten.

In einer Metaanalyse von 13 Studien zum Einfluss von Pornographie auf Sexualstraftäter (Gesamtzahl 2542) fand sich zwar kein Unterschied zwischen Sexualstraftätern und Kontrollgruppen bezüglich der Häufigkeit und dem Alter beim ersten Pornographiekonsum, aber Sexualstraftäter waren nach Pornographiekonsum häufiger sexuell aktiv, sei es in Form von Selbstbefriedigung, konsensuellen oder erzwungenen sexuellen Kontakten ($r=0,23$). Sie wurden zudem durch Pornographiekonsum stärker sexuell erregt ($r=0,15$), besonders durch Gewaltpornographie ($r=0,39$). Interessanterweise wurden die Sexualstraftäter durch konsensuelle Pornographie weniger erregt als die Kontrollprobanden ($r=-0,26$) [28]. Im direkten Kontext von Sexualstraftaten kann Pornographie zu unterschiedlichen Zwecken dienen:

- der Eigenstimulationen des Täters vor der Tat,
- der Verführung des Opfers, besonders von Kindern und Jugendlichen, die häufig eine besondere Neugierde für solches, für sie ansonsten nicht leicht zugängliches Material haben,
- der späteren Selbststimulation nach einer Tat,
- kommerziellen Zwecken (z. B. Verkauf von Kinderpornographie).

Selbststimulation vor der Sexualstraftat kommt relativ selten bei Inzesttätern (13 %) vor, aber immerhin zu gut einem Drittel bei hetero- wie homosexuellen, extrafamiliären Missbrauchstätern (36 % bzw. 38 %) und Vergewaltigern (35 %) [29]. In 2 Befragungen von Sexualstraftätern gaben 16 % bzw. 27 % an, dass Pornographiekonsum zu ihrem devianten Sexualverhalten beitrug [30, 31]. Laut einer neueren Untersuchung von Langevin und Cornoe [32] nutzen 13 % der untersuchten Sexualstraftäter Pornographie zur Selbststimulation vor der Tat, die Hälfte (55 %) zeigte dem Opfer bei der Tat pornographisches Material (meistens zur Verführung, manchmal auch zur Einschüchterung), und ein Drittel (37 %) machte Aufnahmen von ihrem Opfer.

Es gibt kaum prospektive Untersuchungen zum Einfluss von Pornographie auf sexuelle Gewalttätigkeit. Von besonderer Bedeutung ist die Frage, ob und in welchem Ausmaß der Konsum von Kinderpornographie als Vorläufer – sei es als Ursache oder nur als Prädiktor – von realen sexuellen Missbrauchsdelikten an Kindern zu sehen ist. Seto und Eke [33] untersuchten 201 Täter, die wegen des Besitzes oder Handels mit Kinderpornographie aufgefallen waren. Etwa ein Viertel (24 %) hatte zuvor schon so genannte Hands-on-Sexualdelikte verübt, und 15 % waren bereits früher mit Kinderpornographie straffällig geworden. Innerhalb des Nachuntersuchungszeitraums – durchschnittlich 2,5 Jahre in Freiheit (so genanntes *time at risk*) – hatten insgesamt nur wenige Täter ein Hands-on-Sexualdelikt begangen: 1,3 % derjenigen, die bis dahin ausschließlich mit Kinderpornographie aufgefallen waren, aber signifikant mehr Personen (9,2 %, $p<0,05$) mit einem früheren Hands-on-Delikt. Laut dieser Studie scheint es eher die Ausnahme als die Regel zu sein, dass Personen, die mit Kinderpornographie aufgefallen sind, später auch reale Missbrauchsdelikte begehen.

Aus epidemiologischen Studien ergibt sich ein eher widersprüchliches Bild zur Bedeutung von Pornographie und sexueller Gewalt. In Dänemark sank parallel zur Legalisierung und Zunahme des Pornographiekonsums seit den 1960er-Jahren die Häufigkeit von Sexualstraftaten, vor allem die Häufigkeit eines sexuellen Missbrauchs von Kindern sowie voyeuristischer und exhibitionistischer Delikte. Ähnliche Entwicklungen konnten für West-Deutschland und Schweden gezeigt werden [34]. Die Abnahme der Hands-off-Delikte könnte durch eine insgesamt liberalere, gelassener Haltung solchen Taten gegenüber erklärt werden. In den USA stieg hingegen mit dem Pornographiekonsum auch die Rate an Vergewaltigungen. Dies ist aber wahrscheinlich auf andere Einflüsse zurückzuführen, vor allem auf eine erhöhte Anzeigebereitschaft, und auf Faktoren, die für den parallel beobachteten Anstieg nicht-sexueller Gewaltdelinquenz verantwortlich sind [34]. In Japan ging die Verbreitung von Pornographie zwischen 1972 und 1995 ebenfalls mit einem Rück-

gang der Zahl an Sexualstraftaten einher [35]. Hieraus auf kausale oder auch nur korrelative Zusammenhänge zu schließen, ist jedoch höchst problematisch, da es eine Vielzahl möglicher Einflussfaktoren gibt (z. B. Bevölkerungsdichte, sozialer Status u. a.). Soweit möglich, sollte man bei solchen Untersuchungen ebenfalls zwischen Soft- und Hardcore-Pornographie unterscheiden.

Fasst man die empirischen Befunde zusammen, so ist von folgenden Wechselwirkungen auszugehen: Menschen mit hohem Risiko für sexuelle Gewalt haben mehr Interesse an gewalttätiger Pornographie und werden durch diese stärker negativ beeinflusst. Softcore-Pornographie und gewaltfreie Pornographie kann im Allgemeinen als „harmlos“ gelten. Gewaltfreie Hardcore- und Gewaltpornographie steigern Aggressivität. Pornographiekonsum fördert wahrscheinlich die Fixierung sexueller Devianz (z. B. bei Pädophilie, Sadomasochismus) und kann der Vorbereitung von Sexualstraftaten dienen. Bezogen auf die oben genannten Grundpositionen bedeutet dies, dass zumindest Hardcore- und gewalttätige Pornographie bei Risikopersonen eher als Stimulus für sexuelle Gewalt und nicht als ein Sicherheitsventil anzusehen sind.

Internet, Pornographie und sexuelle Gewalt

Das Internet kann von – potenziellen – Sexualstraftätern zu unterschiedlichen Zwecken genutzt werden [36, 37, 38]: um Fantasien zu entwickeln, Hemmungen zu überwinden, Opfer zu beobachten und zu kontaktieren, Entdeckung zu vermeiden oder mit anderen Tätern zu kommunizieren. Diesbezüglich gibt es jedoch bisher nur wenige empirische Studien.

In Deutschland ist laut der polizeilichen Kriminalstatistik in den letzten Jahren ein deutlicher Anstieg der Fälle von Besitz und Beschaffung von Kinderpornographie (§ 184c StGB) zu verzeichnen. Zwischen 2003 und 2004 zeigte sich eine Zunahme um 68 % auf 4819 erfasste Fälle (4365 Tatverdächtige, mit einem nur geringen Ausländeranteil von 4 %). Bei der Verbreitung pornographischer Erzeugnisse an Personen unter 18 Jahren (§ 184 StGB) wurde sogar eine Verdoppelung auf

1089 Fälle mit 685 Tatverdächtigen (2004) registriert. Dieser Anstieg wird vor allem auf eine verstärkte Aufklärung durch die Polizei und ein verbessertes Anzeigeverhalten der Bevölkerung zurückgeführt [39]. Von den Fällen der Verbreitung pornographischer Schriften (§§ 184, 184a, 184b, 184c StGB) – insgesamt 5555 – wurden 52 % (2908 Fälle, 2301 Tatverdächtige) mit Hilfe des Internets verübt (mit einer Aufklärungsquote von 79 %) [40].

In einer repräsentativen Befragung von Kindern und Jugendlichen (n = 1501, Alter 10–17 Jahre, MW 14 Jahre), die regelmäßig das Internet nutzen, ermittelten Mitchell, Finkelhor und Wolak [41], dass 19 % innerhalb eines Jahres unerwünschte sexuelle Kontaktversuche erlebt hatten, immerhin 3 % berichteten von einer aggressiven sexuellen Belästigung. Nur 25 % der Befragten mit unerwünschten Kontaktversuchen fühlten sich dadurch sehr verstört oder verängstigt, dies waren besonders die Jüngeren (10–13 Jahre). 10 % der Kinder und Jugendlichen, die sexuelle Kontaktversuche erlebt hatten, wandten sich an eine offizielle Stelle (z. B. Internetprovider, Polizei). Keiner der Befragten hatte infolge des Internetkontakts einen realen sexuellen Übergriff erlebt. Ein höheres Risiko für unerwünschte Kontaktversuche bestand für Mädchen, ältere Jugendliche (14- bis 17-Jährige), solche aus schwierigen psychosozialen Verhältnissen (z. B. Nutzer mit depressiven Symptomen), häufige Internetnutzer, Teilnehmer von Chatrooms und für Jugendliche, die ein risikoreiches Internetverhalten zeigten, mit fremden Personen online kommunizierten oder das Internet nicht in der elterlichen Wohnung nutzten. Interessanterweise hatte elterliches Kontrollverhalten (Internetbenutzung nur nach Erlaubnis, Regeln über die Dauer und Art der Internetnutzung, Filter- oder Sperrtechniken, Kontrolle von Bildschirm, Datenverlauf oder Datenspeichern) keinen Einfluss auf das Risiko, unerwünschte sexuelle Kontaktversuche zu erleben.

Laut der National Juvenile Online Victimization Study [42], einer Befragung von 2574 staatlichen und privaten Institutionen in den USA, die sich mit Übergriffen auf Minderjährige befassen, wurden im Jahr 2001/2002 insgesamt 129 Internet-bezogene Sexualstraftaten gegen

Minderjährige bekannt. Immerhin 18 % dieser Delikte wurden durch Familienangehörige oder Bekannte verübt. In 5 % der Fälle wurde Gewalt angewendet. Die Opfer waren zum größten Teil (75 %) 13- bis 15-jährige Mädchen, die erwachsene Täter (76 % >25 Jahre) in Chatrooms kennengelernt hatten. Interessanterweise täuschten die Täter die Opfer in der Regel nicht über ihr Alter und ihre sexuellen Absichten. Die meisten Opfer trafen sich mehrmals mit dem Täter, 50 % waren in den Täter verliebt oder zeigten eine enge emotionale Beziehung zu ihm. In einer darauf aufbauenden Untersuchung mit einer kleineren Stichprobe (n = 77) zeigten Walsh und Wolak [43], dass die Täter in fast allen Fällen (91 %) verurteilt wurden, selbst wenn das Opfer freiwillig an den sexuellen Handlungen teilnahm und bei der strafrechtlichen Verurteilung nicht kooperierte.

In einer Schweizer Studie wurde der Zusammenhang zwischen Internetkinderpornographie und Kontaktdelikten an 33 Konsumenten von Kinderpornographie untersucht, die im Rahmen einer größeren polizeilichen Ermittlung aufgedeckt worden waren [44]. Dabei handelte es sich um eine sozial gut integrierte Gruppe (72 % Akademiker und Angestellte, 12 % Arbeiter, 12 % Selbstständige, 3 % Arbeitslose), die Hälfte war verheiratet oder lebte in einer Partnerschaft, 40 % hatten Kinder. Immerhin ein Drittel hatte jedoch noch nie eine Partnerschaft erlebt. Obgleich mehr als die Hälfte der Betroffenen (58 %) neben Kinderpornographie auch sadomasochistische, Tier- oder koprofile Pornographie konsumierten, war nur ein einziger Täter zuvor wegen eines Sexualdelikts und 4 (12 %) wegen illegalen Pornographiebesitzes oder -handels aufgefallen. Die Autoren schlossen daraus, dass auch der Konsum besonders devianten, (kinder-)pornographischen Materials kein spezifischer Risikofaktor für sexuelle Kontaktdelikte sei.

In einer Untersuchung von 39 Internet Outpatients (darunter eine Frau), die am National Institute for the Study, Prevention and Treatment of Sexual Trauma (Baltimore, USA) wegen Internet-bezogener sexueller Probleme Hilfe suchten, wurde bei 82 % eine Paraphilie diagnostiziert, vor allem eine nicht näher bezeichnete

Paraphilie (49 %) oder Pädophilie (23 %); die Hälfte der Patienten litt unter einer Depression und 13 % unter einem Alkoholmissbrauch [45]. Die Hälfte der Patienten hatte sich Kinderpornographie aus dem Internet heruntergeladen, ein Viertel hatte einem Kind Pornographie zugemailt und ein Drittel hatte versucht, ein Kind für einen Sexualkontakt zu treffen. In der Vorgeschichte war ein Patient zuvor mit exhibitionistischen Handlungen, sexueller Belästigung und sexueller Gewalt aufgefallen, 2 Patienten mit sexuellen Kontakten zu Minderjährigen.

Sexuelle Süchtigkeit

Ein hoher Pornographiekonsum kann – gerade in Risikogruppen [27] – auch Symptom einer zwanghaften bzw. suchtartigen Sexualität sein. Eine solche suchtartige Entwicklung kann einerseits als Merkmal einer progredienten Entwicklung bei einer Störung der Sexualpräferenz (ICD-10) bzw. Paraphilie (DSM-IV) gelten oder Symptom einer eigenständigen Störung sein, bei der aber nicht das Sexualobjekt bzw. die Art der sexuellen Praktik deviant ist. Die diagnostische Einordnung und Terminologie (sexuelle Sucht, obsessiv-zwanghafte Sexualität, gesteigertes sexuelles Verlangen, Paraphilie-verwandte Störung, Impulskontrollstörung) wird kontrovers diskutiert [46, 47, 48, 49]. Als typisch für die sexuelle Sucht gelten sexuelle Gedanken und Handlungen, die als nicht kontrollierbar, als nicht unbedingt lustvoll und als nicht oder nur kurzzeitig befriedigend erlebt werden. Zudem bestehen eine Steigerungstendenz und Angst- oder Leeregefühle bei Verzicht auf die sexuellen Aktivitäten. Diese können so weit gehen, dass an anderen Aktivitäten kaum mehr Interesse besteht und soziale Folgen nicht ausreichend berücksichtigt werden (z. B. Beziehungs-, Arbeits- und finanzielle Probleme) [2]. Aus unserer Arbeitsgruppe wurde eine Operationalisierung vorgeschlagen, die sich an der Struktur des DSM-IV orientiert (■ **Übersicht 3**) [48].

Die spezifischen Qualitäten des Internets bergen im Vergleich zu anderen Medien (z. B. Zeitschriften, Büchern, Videos) wahrscheinlich ein höheres Suchtpotenzial (für Übersichten s. [50, 51, 52]).

Übersicht 3

Diagnostische Kriterien für Paraphilie-verwandte Störung/sexuelle Sucht (modifiziert nach Briken, Hill u. Berner 2005 [48])

- Über einen Zeitraum von mindestens 6 Monaten wiederkehrende Schwierigkeiten, sexuelle Fantasien oder Verhaltensweisen zu kontrollieren
- Die sexuellen Fantasien und Verhaltensweisen beinhalten nicht-paraphile Symptome wie exzessive Masturbation, Pornographie-, Telefon- oder Cybersex, protrahierte Promiskuität
- Die sexuellen Fantasien und Verhaltensweisen verursachen klinisch relevante Schwierigkeiten oder Einschränkungen in sozialen, beruflichen oder anderen funktionell wichtigen Bereichen
- Die Störung wird nicht durch eine andere psychische Störung besser erklärt und ist nicht Folge einer körperlichen Erkrankung

In Untersuchungen mit Internetnutzern erfüllten 4–10 % die Kriterien für eine Internetsucht [53]. Laut einer aktuellen deutschen Untersuchung verbringen Personen mit einer solchen Sucht wöchentlich etwa 32 Stunden im Internet, meist entwickelt sich die Störung auf dem Boden eines psychischen Grundleidens, vor allem einer Angststörung und posttraumatischen Belastungsstörung, Depression und Substanzabhängigkeit [52].

Die Rolle von Internet- und Cybersex für die Entwicklung einer sexuell süchtigen Symptomatik ist vielfach untersucht worden [3, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63]. Cybersexsüchtiges Verhalten kann als eine Kombination aus Internet- und sexueller Sucht verstanden werden. Das besondere Suchtpotenzial liegt wahrscheinlich in der wechselseitigen Potenzierung eines Sucht gefährdenden Mediums und einer Lust erzeugenden Aktivität. In einer Onlineuntersuchung von 9265 Internetnutzern diagnostizierten Cooper und Mitarbeiter [3] bei ca. 1 % eine zwanghaft süchtige Internetsexualität. Die Gruppe mit den meisten sexuell-zwanghaft/süchtigen Symptomen verbrachte durchschnittlich 11 Stunden pro Woche mit Internetsexualität zu. Unter den Cybersexnutzern wurde zwischen einem stressreaktiven, einem depressiven und einem Fantasietypus unterschieden [64, 65]. Für die Diagnose einer behandlungsbedürftigen cybersex-süchtigen Problematik genügt nicht die Anwendung eines oder mehrerer Screeninginstrumente [60, 66, 67], die Diagnose sollte von einem erfahrenen Kliniker anhand operationalisierter Kriterien gestellt werden, ggf. mit Informationen von Angehörigen, Partnern, Freunden, Arbeitskollegen oder Vorgesetzten. Besonders

anfällig für einen süchtigen Konsum von Internetsexualität sind Menschen mit Depressionen, Angststörungen (z. B. sozialen Phobien), Zwangsstörungen, Suchterkrankungen, Paraphilien (Störungen der Sexualpräferenz), Impulskontroll- und Persönlichkeitsstörungen, z. B. Borderline-Persönlichkeitsstörungen [48, 63]. Bei besonders prädisponierten Personen – z. B. Sexualstraftätern – geht eine sexuelle Süchtigkeit mit einem höheren Risiko für Sexualdelikte einher [68].

Spezifische Merkmale von Internetpornographie

Pornographie im Internet zeichnet sich durch einige spezifische Merkmale aus (■ **Übersicht 4**). Wiederholt ist das Internet als „Triple-A-engine“ bezeichnet worden, wegen der Spezifika Zugänglichkeit

(accessibility), niedrigen Kosten (affordability) und Anonymität (anonymity) [6]. Das Internet ist bequem vom heimischen Computer, Palm oder Mobiltelefon aus, mittlerweile drahtlos und jederzeit, d. h. an 365 Tagen im Jahr, rund um die Uhr zugänglich. Die Kosten sind im Vergleich zu anderer Pornographie extrem niedrig, viele auch explizit sexuelle bzw. pornographische Angebote sind kostenfrei zugänglich (bei monatlichen Kosten für eine Flatrate von unter 10,- EUR).

Das Internet bietet als Multimedia-plattform ein sehr mannigfaltiges Angebot an pornographischem Material und Aktivitäten. Darüber hinaus ist der Pornographiemarkt im Internet nahezu grenzenlos. Material aus der ganzen Welt ist unmittelbar verfügbar. Zudem verändert sich dieser Markt kontinuierlich. In einer Stunde sind schon wieder andere, neue Bilder, Filme, Texte und besonders Nutzer im Netz. Weiterhin findet ein Demokratisierungsprozess statt, quasi eine postkommunistische Enteignung der Produktionsmittel: jeder Mann, jede Frau kann mit relativ einfachen technischen Mitteln (einem Computer mit Mikrofon und Webcam) Texte, Bilder, Videos ins Netz stellen und somit weltweit verbreiten. Die Grenzen zwischen Konsument, Produzent und Anbieter verwischen sich im Netz.

Die im Internet zugängliche Pornographie ist nach einer empirischen Un-

Übersicht 4

Merkmale von Internetpornographie

- Niedrige Zugangsschwelle: leicht zugänglich (zu Hause, jederzeit), kostengünstig, anonym
- Mannigfaltigkeit des pornographischen Materials: Fotos, Filme, Texte, Messagesysteme, Chats (zu zweit oder mit mehreren Personen), audiovisuelle Kommunikation (Mikrofon, Webcams), in Zukunft eventuell auch Übertragung anderer Sinnesqualitäten
- Grenzenloser Markt: ständig neues Material
- Verschwimmen der Grenzen zwischen Konsument, Produzent und Anbieter
- Deviantere, gewalttätigere Pornographie
- Interaktive Kommunikation mit gegenseitiger Beeinflussung von Fantasien bzw. realem Verhalten, zeitversetzt und synchron
- Raum zum Experimentieren zwischen Fantasie und realem Verhalten
- Virtuelle Identitäten
- Ermöglicht konkretes Selbstvertauschungsgagieren
- Erleichtert suchtartigen Konsum und Produktion
- Leichte, unbegrenzte Vernetzung: anonyme Kontaktabahnung zwischen Täter und Opfer bzw. verschiedenen Tätern
- Niedriges Risiko bezüglich Entdeckung illegaler Aktivitäten

tersuchung von Barron und Kimmel [69] insgesamt gewalttätiger als Print- oder Videopornographie und stellt häufiger nonkonsensuelle sexuelle Kontakte und Männer als Täter dar. Sie bietet mehr Freiräume für ungewöhnliche, deviante Praktiken. Dies beinhaltet das für den Pornographiekonsum insgesamt belegte Risiko, dass das Ungewöhnliche mit der Zeit normal wird, eine Gewöhnung eintritt, das Normale schnell langweilig erscheint [70, 71]. So soll das Internet die späte (late onset) Entwicklung von fetischistischen Präferenzen und die Verbreitung von risikanten Sexualpraktiken wie Asphyxie (als sog. breath controll) fördern [71]. Wenn man sich im Internet umschaute, scheint es fast zum guten, aufgeklärten Ton zu gehören, wenigstens einen Fetisch zu haben: So bietet z. B. das schwule, nicht-kommerzielle Internetforum „Gayromeo“ (<http://www.gayromeo.de>) mit immerhin 236.000 Nutzern (Stand 1.8.2006) allein in Deutschland für jeden Nutzer ein Profil an, in dem neben 13 verschiedenen Fetischen (von Leder bis Anzug) weitere spezielle sexuelle Präferenzen angekreuzt werden können.

Die interaktive Kommunikation stimuliert das wechselseitige Ausgestalten von Fantasien und virtuellem Experimentieren mit sexuellen Praktiken und Szenarien. Neben den beiden nachfolgenden Kasuistiken ist der Fall des Armin Meiwes, des „Kannibalen aus Rotenburg“, dafür ein gutes, wenngleich extremes Beispiel: Mit ca. 30 Personen tauschte er regelmäßig über mehrere Jahre seine Schlachtungsfantasien im Netz aus, schaltete Onlinekontaktanzeigen und fand schließlich unter 204 Freiwilligen aus mehreren Ländern sein Opfer, mit dem er über längere Zeit intensiven Internetkontakt unterhielt [5, 72].

Eine Besonderheit der Cybersexualität und -pornographie ist die Möglichkeit, in Schrift und Bild, eventuell auch im Ton (Sprachmodifikationstechniken) virtuelle Identitäten anzunehmen. Erwachsene können sich als Kinder und Jugendliche, Männer als Frauen ausgeben. Auch narzisstischen Größenphantasien bietet sich ein unbegrenzter Gestaltungsraum, nicht nur in Textform. Im Netz kann man sich Material für die eigene Identitätsbildung aneignen; mittels Bildbearbeitungspro-

grammen lassen sich Geschlechtsmerkmale beliebig vergrößern, verkleinern oder den eigenen Fantasien anpassen. Ein besonderer Fall einer virtuellen Identität ist das Hineinschlüpfen eines pädophilen Erwachsenen in eine kindliche Identität, das häufig auf einer narzisstischen Problematik beruht. In pädosexuellen Fantasien und Handlungen identifiziert sich der Erwachsene oft oszillierend sowohl mit dem eigenen Kindsein als auch mit der früheren Elternfigur: er/sie tut an dem Kind das, was er/sie sich früher von den Eltern gewünscht hätte (Zuwendung, Zärtlichkeit), bei gleichzeitiger Identifikation mit der versagenden oder aggressiven Elternfigur (Manipulation, Übergriff). Dieser Mechanismus wurde in Anlehnung an A.E. Meyer [73] als „Selbstvertauschungsgagieren“ bei Pädophilen bezeichnet [74, 75]. Im Internet lässt sich dieses Selbstvertauschungsgagieren in einer sehr konkretistischen Art und Weise „realisieren“, wobei – wie bei Herrn A. (s. unten) – virtuelle Täter und Opfer als Alias-Figuren von der gleichen Person erschaffen und ausgestaltet werden können. Die genannten Merkmale fördern die Entwicklung des suchtartigen Konsums und die Produktion von Internetpornographie und Cybersex (s. oben).

Das Internet ermöglicht potenziellen Sexualstraftätern nicht nur einen leichten, anonymen Kontakt zu potenziellen Opfern, z. B. zu Kindern und Jugendlichen [76], sondern auch eine Vernetzung untereinander [37]. Im Internet wird Intimität (d. h. Offenbarung persönlicher Emotionen, Präferenzen und Handlungen, die normalerweise einer breiteren Öffentlichkeit vorenthalten werden) und Vertrauen wahrscheinlich sehr viel schneller entwickelt als bei Face-to-Face-Kontakten [11]. Die Vernetzung potenzieller Täter betrifft vor allem Menschen mit devianten sexuellen, z. B. pädosexuellen Präferenzen, die das Internet zunehmend zum Austausch von Informationen, Kinderpornographie und Vorbereitung sexueller Übergriffe auf Kinder nutzen [8, 77]. Das Risiko einer Entdeckung erscheint vielen Tätern offensichtlich eher gering. Zwar ist das Internet für den technisch versierten Fachmann längst nicht mehr anonym; der Polizei gelingt es z. B. immer wieder, Internetkonsumenten bzw. -händler von

Kinderpornographie zu ermitteln und deren Computer und Speichermedien zu beschlagnahmen (für eine umfassende Beschreibung des derzeitigen Stands solcher Ermittlungstechniken s. [8]). Allerdings ist davon auszugehen, dass dabei oft nur die Spitze eines Eisbergs aufgedeckt wird. Die Flüchtigkeit, Flexibilität und Grenzenlosigkeit des Internets schützen vor Entdeckung und effektiver Strafverfolgung (zu den Versuchen, Internetpornographie zu kontrollieren s. [8, 78, 79]). Zudem dauert die Auswertung der beschlagnahmten Computer und Datenträger aufgrund eingeschränkter personeller Ressourcen bei Polizei und Staatsanwaltschaft häufig sehr lange, im Falle eines Patienten unserer Poliklinik mehrere Jahre.

Diese spezifischen Merkmale von Internetpornographie sollen anhand der beiden folgenden Fallbeispiele veranschaulicht werden.

Fallbeispiele: Herr A. – Der Experimentierfreudige

Der 40-jährige Herr A., ein mit einer deutlich älteren Frau verheirateter, kinderloser, seit einigen Jahren arbeitsloser EDV-Spezialist kommt in unsere Poliklinik, nachdem die Polizei bei einer Hausdurchsuchung seinen Computer und kinderpornographische Zeitschriften beschlagnahmt hatte. Er bezeichnet sich selbst als pädophil, hat nun „kein Ventil mehr, meine Fantasien auszuleben“ und Angst, es könne zu realen sexuellen Kontakten mit Kindern kommen; er fühlt sich einsam. Zu diagnostizieren sind neben der Pädophilie ein Sadomasochismus, eine sexuelle Sucht (oder Paraphilie-verwandte Störung) sowie rezidivierende leichte Depressionen. Seit Anfang/Mitte 20 nutzt er das Internet, vermehrt, seit er sich, bedingt durch die Arbeitslosigkeit, zunehmend langweilt, nicht gebraucht fühlt, sozial isoliert und vereinsamt, was sich durch den Internetkonsum noch verstärkt. Er konsumiert im Netz mehr und mehr Kinderpornographie, bevorzugt mit prä- bzw. frühpubertären Jungen (ca. 2000 Bilder und 500 Filme). Schließlich gibt sich Herr A. im Internet als Jugendlicher oder Kind aus und nimmt insgesamt die Identität von 53 virtuellen oder Alias-Personen an, deren Alter zwischen 5 und 40 Jahren rangiert,

besonders häufig als 10- bis 14-jährige Jungen, manchmal auch als ein Mädchen. Seine Chatpartner sind nach seiner Einschätzung alle erwachsen gewesen. Er baut sich eine „kleine Welt“ auf, man chattet über Alltägliches und Sexuelles. Über anderthalb Jahre pflegt er vorwiegend in der Alias-Person des 13-jährigen Jungen „Jan“ intensiven Kontakt zu einem Mitte 20-jährigen Mann (Herrn B.). Dieser Cybersex – z. T. mit Masturbation verbunden – entwickelt sich von virtuellem Streicheln und Küssen, über Oral- und Analverkehr, „leichte S/M-Spielchen“ (Fesseln, Schlagen) hin zu „gespielten Vergewaltigungen“, Tiersex und „perversen Sachen“: Gemeinsam mit Herrn B. stellen sie sich vor, einen kleinen Jungen zu entführen, ihm Finger, Zehen und Pobacken abzuschneiden, ihn zu kastrieren und Körperteile des Jungen zu braten. Mal ist er der passive „Partner“ (z. B. das Kind), mal der aktive. Er verbringt bis zu 12 Stunden pro Tag im Netz, manchmal die ganze Nacht hindurch.

Zum biographischen Hintergrund: Herr A. wächst in kleinbürgerlichen, auf den ersten Blick normal wirkenden Verhältnissen auf. Er habe eine glückliche Kindheit verbracht, der etwas ältere Bruder ist vom Vater bevorzugt worden. Aber Herr A. wird von den Eltern regelmäßig geohrfeigt oder zum Teil auf den nackten Po geschlagen; man droht, ihn ins Heim zu bringen. Die Eltern lassen sich im 5. Lebensjahr des Patienten scheiden, die Familie lebt aber weiter zusammen, als habe sich nichts geändert. Herr A. genießt viele Freiheiten, jedes Wochenende verbringt er auf dem Campingplatz, ist kontaktfreudig und extrovertiert. Nach Realschulabschluss und Bundeswehr landet er schließlich in der EDV-Branche, verliert mit Mitte 30 betriebsbedingt seine Arbeit.

Schon in der Kindheit zeichnet sich bei Herrn A. eine starke Sexualisierung ab, die wie so oft wahrscheinlich zur Bewältigung der problematischen familiären Situation und zur Selbsttröstung dient. Vom 12. bis zum 18. Lebensjahr unterhält er eine homosexuelle Liebesbeziehung mit einem 5 Jahre älteren CB-Funker: Nach Küssen, Streicheln und Oralverkehr kommt es mit 13 Jahren zum passiven Analverkehr und regelmäßigen sexuellen Kontakten, die er immer als schön erlebt haben will.

Schon als 13-Jähriger engagiert er sich in einer schwulen Coming-Out-Gruppe und beginnt mit „ausschweifenden“ sexuellen Erfahrungen mit erwachsenen Männern (bei denen er eher die passive Rolle einnimmt) und Kindern (denen gegenüber er sich eher aktiv verhält). Er bestreitet die Anwendung von Zwang, sieht keinerlei Schaden für die Kinder. Mit etwa 14 Jahren macht er erste sadomasochistische Erfahrungen mit einem etwa 40-jährigen Mann. Noch als Jugendlicher beginnt er, sich Kinderpornographie anzuschauen, bald auch im Internet, und befriedigt sich 2- bis 3-mal täglich. Seit dem 21. Lebensjahr habe er jedoch keinerlei „realen“ pädosexuellen Kontakte mehr unterhalten. Er entdeckt zunehmend heterosexuelle Anteile, hat mit Anfang 20 2 kurze Beziehungen mit einem 14-jährigen Mädchen und einer 17-jährigen Asiatin, manchmal sei auch deren kleiner Bruder beim Sex mit im Bett gewesen. Mitte 20-jährig lernt er seine Ehefrau kennen, die er als mütterlich und tolerant erlebt, und hat mit ihr nach seinen Angaben bis heute eine für beide befriedigende Sexualität mit regelmäßigem Geschlechtsverkehr. Daneben unterhält er immer wieder anonyme sexuelle Kontakte mit erwachsenen Männern, z. B. in Pornokinos oder Parks, und genießt – wenn es sich ergibt – den engen, auch körperlichen Kontakt zu Jungen.

Fallbeispiel: Herr B. – Der instabile Außenseiter

Der Mitte 20-jährige Herr B. ist ein lediger, kinderloser, ungelernter, seit 2 Jahren arbeitsloser Gelegenheitsarbeiter, der mit seinem früheren Partner zusammenlebt, einem 10 Jahre älteren Kleinstgewerbetreibenden. Herr B. kommt in unsere Poliklinik, nachdem Herr A., der in der Alias-Person des 13-jährigen „Jan“ zu ihm eine intensive virtuelle Beziehung entwickelt hatte, ihn nach der Beschlagnahme seines Computers über seine wahre Identität aufgeklärt hatte. Herr B. führt nicht nur die Angst vor polizeilicher Entdeckung in die Sprechstunde: Für ihn ist „eine Welt zusammengebrochen“, in „Jan“ hatte er einen richtigen Freund gefunden, wie er ihn in der „realen“ Welt nicht kannte. Über mehrere Sitzungen spricht er noch von „Jan“, als sei dieser eine „reale“ Person. Herr B.

leidet unter Kontaktproblemen, Minderwertigkeitsgefühlen und Suizidalität. Als psychiatrische Störungen lassen sich eine Pädophilie, eine Agoraphobie und Panikstörung, rezidivierende Depressionen, eine Kombination mehrerer Persönlichkeitsstörungen (emotional-instabil, selbstunsicher, paranoid, passiv-aggressiv), eine Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitätsstörung (ADHD), eine Cannabisabhängigkeit und früherer multipler Drogenmissbrauch diagnostizieren.

Herr B. beginnt mit etwa 18 Jahren sich über das Internet mit erwachsenen Männern zu sexuellen Kontakten zu verabreden. Seit seiner Bekanntschaft mit „Jan“ sitzt er den ganzen Tag am Computer. Sein Freund trennt sich deswegen von ihm. Herr B. wird immer gereizter, verbal aggressiv, leidet unter wechselnden, eher depressiven Verstimmungen. Etwa ein halbes Jahr bevor er in unsere Poliklinik kommt, hat er erstmals in seinem Leben 2 „reale“ pädosexuelle Kontakte: einen schlafenden 13-jährigen Jungen streichelt er und befriedigt sich selbst dabei; an einem 14-jährigen praktiziert er gegen dessen Willen Oralverkehr. Von seiner Wohnung aus beobachtet er gelegentlich Kinder mit dem Fernglas. Einen Internetchat mit einem anderen 14-jährigen Jungen bricht Herr B. von sich aus ab. Nach der Hausdurchsuchung bei Herrn A. meldet Herr B. seine Online-Flatrate ab und wählt einen Volumentarif, mit dem er „nur“ ein bis 2 Stunden pro Tag ins Netz gehen kann, um seine ausufernden Internetaktivitäten einzuschränken.

Herr B. wächst in schwierigen Verhältnissen als Nachzügler und jüngstes von 4 Kindern auf: Zum Vater, der in Herrn Bs. 13. Lebensjahr verstirbt, hat er immer ein sehr schlechtes Verhältnis. Der Vater geht ins Bordell, nimmt Frauen mit nach Hause, ist aggressiv. Herr B. hat eine unkonkrete Fantasie, der Vater habe ihn auch sexuell missbraucht. Die Mutter, eine frühberentete, agoraphobische Hilfsarbeiterin, macht Herrn B. oft lächerlich. Die Eltern streiten sich viel, es kommt auch zu tätlichen Auseinandersetzungen. Der Vater wirft schließlich Frau und Kinder wegen einer neuen Partnerin aus dem Haus. Etwa seit dem Tod des Vaters hat Herr B. keinen Kontakt mehr zu seinen Geschwistern. Seine Minderwertigkeits-

gefühle versucht er als Klassenkasper zu kompensieren, wird aber trotzdem zum Außenseiter. Seine Aufmerksamkeits- und Hyperaktivitätsprobleme verstärken seine schulischen Probleme, er wird viel gehänselt. Früh zeigt er opponierendes Verhalten, bestiehlt z. B. die Eltern, gilt als „schwer erziehbar“. Eine Lehre bricht er wegen „Mobbing“ ab, arbeitet dann aus-hilfsweise im sozialen Bereich, bis er vor 2,5 Jahren arbeitslos wird.

Zweimal wird er stationär in der Kinder- und Jugendpsychiatrie behandelt, die er positiv „wie eine große Familie“ erlebt. Ab dem 17. Lebensjahr konsumiert er regelmäßig illegale Drogen, vorwiegend Cannabis. Seit 2 Jahren lebt er drogenfrei. Unter anderem wegen Panikattacken und Depressionen wird er mit 21 Jahren erstmals in der Erwachsenenpsychiatrie stationär behandelt, später noch einmal in einer Tagesklinik, auch medikamentös (z. B. Paroxetin, Venlafaxin).

Herr B. ist ebenfalls früh sexuell aktiv, berichtet von selbst verletzendem Verhalten im Genitalbereich – „aus Neugierde“ – schon im Vorschulalter. In der Kinder- und Jugendpsychiatrie (12./13. Lebensjahr) hat er sexuelle Kontakte mit 2 anderen Jungen (9 und 14 Jahre), die er selbst als „zu früh, aber schön“ erlebt. Später macht er gemeinsam mit gleichaltrigen Jungen Selbstbefriedigung. Bei der täglichen Masturbation hat er ausschließlich homosexuelle Fantasien, fühlt sich auch als Erwachsener am stärksten zu frühpubertären Jungen hingezogen. Mit 15 Jahren „überredet“ er einen 3 Jahre jüngeren Schulkameraden zu gegenseitiger Masturbation. Ab dem 18. Lebensjahr knüpft er über das Internet erste sexuelle Kontakte mit erwachsenen Männern, trifft später in der Erwachsenenpsychiatrie eine Frau, mit der er sexuell verkehrt. Schließlich lernt er seinen ersten, 10 Jahre älteren Freund kennen, eine väterliche Figur, gutmütig und großzügig. Bei den zunächst regelmäßigen sexuellen Kontakten mit dem Partner stellt er sich zeitweise frühpubertäre Jungen vor. Nachdem dieser sich von ihm wegen der exzessiven Internetaktivitäten getrennt hatte – ohne allerdings die gemeinsame Wohnung aufzugeben – versucht Herr B. nun, mit Hilfe von Herrn A., die Beziehung zu seinem (Ex-)Freund wieder zu beleben.

Übersicht 5

Empfehlungen für Eltern und andere Erziehungspersonen zur Internetnutzung von Kindern und Jugendlichen (nach Longo et al. 2002 [80])

- Sexuelle Aufklärung vor der Adoleszenz
- Kein Computer mit Internetzugang im Kinderzimmer
- Installierung von Sicherheitssoftware (u. a. zur Spurenverfolgung des Benutzers)
- Hilfe für Kinder und Jugendliche bei der Erkundung des Cyberspace
- Kinder/Jugendliche lehren, ihre Identität (inklusive E-Mail-Adresse) nicht preiszugeben
- Kinder/Jugendliche lehren, nie auf feindselige, belästigende, inadäquate oder unangenehme Kontakte zu antworten
- Onlinefreunde des Kindes kennenlernen
- Kinder aus Chatrooms heraushalten oder dabei kontrollieren
- Begrenzung der Zeit am Computer/im Internet

Prävention und Therapie

Wie können die aufgezeigten Risiken des Internets für die Sexualität, insbesondere Produktion und Verbreitung illegaler Pornographie, sexuelle Belästigungen, Anbahnung von Hands-on-Sexualdelikten, aber auch die Entwicklung von sexsüchtigen Verhaltensweisen reduziert werden? Auf Seiten potenzieller Opfer wird häufig auf die Stärkung der Medienkompetenz, vor allem von Kindern und Jugendlichen hingewiesen. Diese sollte auch in der Schule vermittelt werden, da gerade besonders gefährdete Personen häufig aus ungünstigen psychosozialen Familien stammen, die oft dazu nicht in der Lage sind. Empfehlungen für Eltern und andere Erziehungspersonen wurden z. B. von Longo und Mitarbeitern [80] gegeben (■ **Übersicht 5**). Einschränkend sei daran erinnert, dass in der oben genannten Studie von Mitchell und Mitarbeiter [41] keine Schutz vor sexuellen Belästigungen im Internet durch kontrollierende Maßnahmen (Regeln über die Dauer und Art der Internetnutzung, Filter- oder Sperrtechniken, Kontrolle von Bildschirm, Datenverlauf oder Datenspeichern) nachgewiesen werden konnte. Es sollte darüber aufgeklärt werden, dass schon durch die Preisgabe einer E-Mail-Anschrift ein etwas versierter Täter binnen 45 Minuten die Wohnanschrift, Telefonnummer und Schule eines Kindes ausfindig machen kann [80]. In der Primärprävention von sexueller Gewalt kommt generell der Gewährleistung einer allgemeinen, hinreichend guten Sozialisation ohne Traumatisierungen und der Förderung von Selbstsicherheit und allgemeinen sozialen

Fähigkeiten eine große Bedeutung zu. Eine gezielte Aufklärung über den möglichst sicheren Umgang mit dem Internet sollte sich daher im Sinne einer Sekundärprävention vor allem an besonders gefährdete, randständige, psychosoziale vernachlässigte Kinder und Jugendliche, aber auch Erwachsene richten.

Für die potenziellen Täter sind die genannten primärpräventiven Maßnahmen ebenfalls gültig. Aus einer randständigen, ungünstigen Sozialisation gehen sowohl Opfer wie Täter hervor, häufig sind spätere Täter früher selbst Opfer in verschiedener Hinsicht gewesen. Der Konsum und die Verbreitung illegaler Pornographie sollte weiterhin sozial geächtet werden, wobei eine von der Europäischen Union initiierte Ausweitung des Begriffs „Kind“ auf alle Personen unter 18 Jahren theoretisch und praktisch unsinnig erscheint. Die Stärkung der Medienkompetenz und Aufklärung, Supervision und ggf. niedrigschwellige Therapie bei problematischer, sexuell süchtiger Nutzung des Internets sollte sich ebenfalls gezielt an Risikogruppen, z. B. Menschen mit devianter Sexualität bzw. Paraphilien (Störungen der Sexualpräferenz), Persönlichkeitsstörungen (z. B. Borderline- oder dissoziale) oder Suchterkrankungen, richten.

Für die Behandlung problematischer bzw. süchtiger Internet- bzw. Cybersexualität sind mehr oder weniger spezifische Behandlungsprogramme entwickelt worden, die sich zum Teil an die Therapie der Spielsucht bzw. der sexuellen Süchtigkeit anlehnen [46, 48, 63]. Es mangelt bisher aber an evidenzbasierten, d. h. auf kontrollierten Studien fußenden Behandlungsleitlinien. Delmonico et al. [63]

Übersicht 6

Behandlungsstrategien bei Cybersex-Süchtigkeit (modifiziert nach Delmonico et al. 2002 [63])

Therapieziele 1. Ordnung

- Reduzierung der Verfügbarkeit von Internetsexualität
- Förderung des Problembewusstseins

Therapieziele 2. Ordnung

- Verringerung der Attraktivität der Internetsexualität
- Psychiatrisch-psychologische Diagnostik und Behandlung komorbider Störungen
- Bearbeitung assoziierter Probleme: z. B. Trauerprozesse, Stress- und Wut-Management, Schuld und Scham, Kindheitstraumata, kognitive Verzerrungen, Opferempathie
- Abbau der sozialen Isolation
- Förderung einer integrativeren und beziehungsreicheren Sexualität
- Einbeziehung von Partnern, Kindern, Angehörigen, Freunden oder Arbeitskollegen

unterscheiden dabei zwischen therapeutischen Zielen erster und zweiter Ordnung (■ **Übersicht 6**): Während die Veränderungen erster Ordnung im Sinne einer Krisenintervention darauf abzielen, durch konkrete Handlungen rasch das Problem zu begrenzen und Folgeschäden zu vermeiden, sollen durch die Veränderungen zweiter Ordnung die tiefer liegenden Ursachen bearbeitet und länger anhaltende Therapieerfolge erzielt werden.

Im ersten Schritt soll im Sinne einer Stimuluskontrolle bzw. -abstinenz der Zugang zu Internetsexualität beendet werden. Oft ist es anfangs notwendig, dass der Betreffende seinen Internetzugang abmeldet oder nur am Arbeitsplatz nutzt. Es kann aber auch ausreichen, den Computer in einem anderen, besser kontrollierbaren Raum zu installieren; Kontrollsoftware zu installieren (z. B. CyberPatrol, NetNanny, SafeSurf, SurfWatch), einen Internetanbieter zu wählen, der die zugänglichen Inhalte filtert oder die Zeit im Internet zu begrenzen. Parallel dazu soll das Bewusstsein für die mit dem Internetkonsum verbundenen Probleme gefördert, Bagatellisierungstendenzen sollen abgebaut und eine Änderungsmotivation soll erreicht werden [81].

Im zweiten Schritt soll versucht werden, die weiter bestehende Attraktivität des Internets für den Patienten zu reduzieren, Alternativen zu entwickeln und damit den häufig ritualisierten Konsum von Cybersex zu verändern. Ein besonderes Augenmerk sollte auf eine umfassende psychiatrisch-psychologische Diagnostik und Behandlung komorbider Störungen gelegt werden, vor allem Angst- und Zwangsstörungen, Depressionen, Suchterkrankungen, Paraphilien und Persönlichkeitsstörungen. Je nach Symptomatik ist auch eine medikamentöse Behandlung, z. B. mit einem Selektiven Serotonin-Wiederaufnahmehemmer (SSRI), zu erwägen. SSRIs, die sich in der Behandlung von Depressionen, Angst- und Zwangserkrankungen bewährt haben, werden seit Anfang der 1990er-Jahre auch erfolgreich zur Behandlung sexuell süchtiger, zwanghafter und impulsiver Symptome eingesetzt, wobei bisher aber keine doppelblinden, placebokontrollierten Studien vorliegen [48, 82, 83]. Neben der Behandlung manifester psychischer Störungen

sollen weitere, mit der Cybersexsüchtigkeit direkt oder indirekt verbundene psychische Probleme bearbeitet werden, hauptsächlich Trauerprozesse, Stress- und Wutmanagement, Schuld- und Schamgefühle, Kindheitstraumata.

Zu bearbeiten sind zudem die kognitiven Verzerrungen (Bagatellisierungen und Verleugnungen), derer sich die Täter z. B. beim Konsum von Kinderpornographie häufig bedienen (z. B. „ein Nacktfoto schadet keinem Kind“, „solche Fotos sind sowieso im Netz“). Eng damit verknüpft ist die Verbesserung von Opferempathie, d. h., die Täter sollen lernen, sich besser einzufühlen in die möglichen Folgen (z. B. der Herstellung von Kinderpornographie) für die betroffenen Kinder, sowohl in die kurzfristigen (z. B. Misstrauen und Enttäuschung durch Ausnutzen eines Vertrauensverhältnisses, Scham, Angst, Ekel) als auch in die langfristigen Folgen (z. B. Gefühl, keine Kontrolle über die Verbreitung und Nutzung der im Internet kursierenden Bilder zu haben, starke Sexualisierung oder Vermeidung von Sexualität, psychische Störungen wie Depressionen, Persönlichkeitsstörungen). Letztlich sollte für die Behandlung von Sexualstraftätern, die das Internet nutzen, das Gleiche gelten, wie für die Behandlung von Sexualstraftätern im Allgemeinen. Sie kann im Einzelfall auch eine medikamentöse Behandlung beinhalten [82, 83, 84].

Für viele Patienten stellt die der Cybersexsüchtigkeit zugrunde liegende und durch sie verstärkte soziale Isolation und Vereinsamung ein besonderes Problem dar. Es ist oft ein schwieriges, langwieriges Unterfangen, nicht vorhandene oder lan-

ge Zeit vernachlässigte reale Kontakte neu aufzubauen. Eng verbunden mit dem Abbau sozialer Isolation ist die Entwicklung einer befriedigenderen, integrativeren und beziehungsreicheren Sexualität, die neben Selbstbefriedigung auch face-to-face und körperliche zwischenmenschliche Kontakte umfasst. Es wird vor der Gefahr eines Rückzugs in die totale sexuelle Abstinenz gewarnt [63]. Hier wird eine generelle Gefahr offensichtlich, die das Konstrukt sexueller Süchtigkeit und dessen Behandlung in sich birgt: Leicht schleichen sich mehr oder weniger explizit normative Vorstellungen über gesunde, nicht-deviante, normale Sexualität ein, die zum Teil einen moralisierenden, auch religiösen Hintergrund haben. Dies spiegelt sich z. B. in den nicht nur in den USA verbreiteten Selbsthilfegruppen für Sexsüchtige wider, die in Anlehnung an das 12-Schritte-Programm der Anonymen Alkoholiker konzipiert sind [48], als auch an einem von Delmonico und Mitarbeitern [63] angeführten Therapieziel zweiter Ordnung, der Förderung von Spiritualität, das hier bewusst nicht in die Therapiestrategien (■ **Übersicht 6**) aufgenommen wurde.

Um die genannten Ziele zu erreichen, kann es hilfreich sein, Partner, Kinder, Angehörige, Freunde oder Arbeitskollegen in die Diagnostik oder Behandlung mit einzubeziehen. Dies kann z. B. die Offenlegung der sexuellen Problematik beinhalten, selbstverständlich immer nur in Absprache und mit Einverständnis des Patienten, aber auch die Förderung protektiver Faktoren. Delmonico und Mitarbeiter [63] warnen jedoch davor, zu

frühzeitig und unreflektiert Paartherapien durchzuführen. Ebenso wenig sollten Partner und Angehörige mit Kontroll- und Überwachungsaufgaben betraut und überfordert werden. Selbsthilfegruppen können in der Behandlung hilfreich sein, auch dazu liegen jedoch keine empirischen Daten vor.

Ausblick

Die rasante technische Entwicklung des Internets und anderer Medien wird die Sexualität und zwischenmenschlichen Beziehungen weiterhin maßgeblich verändern und beeinflussen. In Zukunft werden wahrscheinlich alle Sinnesqualitäten – audiovisuell, taktil und olfaktorisch – mittels Ganzkörperdatenanzug, Datenhelm und -handschuh per Internet kommuniziert bzw. simuliert werden (Virtual Reality Cybersex, Teledildonics, vgl. [18, 85, 86]). Dabei sind nicht nur die hier fokussierten Risiken, sondern auch die Chancen zu würdigen: Das Internet kann einerseits die Exploration von Bedürfnissen erleichtern, andererseits ermöglicht es das Aushandeln von Grenzen [5]. Ideologische Spaltungen in internetfeindliche Kulturpessimisten und unkritische, neoliberale Konsumfetischisten führen hier nicht weiter. Frühzeitiges Aufklären und Lernen über den geeigneten, sicheren Umgang mit dem Internet, z. B. in der Schule, sollten ausgebaut und evaluiert werden. Trotz aller primär- und sekundärpräventiver Bemühungen ist weiterhin mit problematischen Entwicklungen für bestimmte Personengruppen zu rechnen. Dafür sind genauere diagnostische Kriterien zu etablieren und empirisch zu überprüfen, die Ursachen für pathologische Entwicklungen zu ergründen (z. B. Wechselwirkungen zwischen dem Nutzer und dem Medium, Beziehungs- und Bindungsstile, neurobiologische Prozesse), valide Erhebungsinstrumente zu entwickeln und Beratungs- und Behandlungsmaßnahmen – psycho- und soziotherapeutische sowie medikamentöse – in kontrollierten Studien auf ihre Wirksamkeit hin zu überprüfen. Auch sollten die technischen Regulierungsmöglichkeiten weiterentwickelt werden.

Korrespondierender Autor

Dr. Andreas Hill

Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie, Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, Martinistraße 52, 20246 Hamburg, BRD
E-Mail: hill@uke.uni-hamburg.de

Literatur

1. Dudenredaktion (Hrsg.) (2001) Duden – Fremdwörterbuch. Dudenverlag, Mannheim
2. Dressler S, Zink C (2003) Psyhyrembel Wörterbuch Sexualität. De Gruyter, New York
3. Cooper A, Delmonico DL, Burg R (2000) Cybersex users and abusers: new findings and implications. *J Treat Prev* 1–2: 5–30
4. Schwartz J (2001) New economy: the steamy side of the internet, pervasive and resilient to recession, is the underpinning of a new online cash venture. *New York Times*, p 4
5. Döring N (2004) Cybersex – Formen und Bedeutungen computervermittelter sexueller Interaktionen. In: Richter-Appelt H, Hill A (Hrs.) *Geschlecht zwischen Spiel und Zwang*. Psychozial-Verlag, Gießen, S 177–207
6. Cooper A, Griffin-Shelley E (2002) Introduction. The internet: the next sexual revolution. In: Cooper A (ed) *Sex and the internet*. Brunner-Routledge, New York, pp 1–15
7. Stone AR (1995) The war of desire and technology at the close of the mechanical Age. MIT Press, Cambridge, MA
8. Ferraro MM, Casey E (2005) Investigating child exploitation and pornography. Elsevier Acad Press, Burlington, USA, pp 21–40
9. Dannecker M (2000) Wider die Verleugnung sexueller Wünsche. *Aids Infothek* 1: 4–10
10. Dekker A (2004) Körper und Geschlechter in virtuellen Räumen. In: Richter-Appelt H, Hill A (Hrsg.) *Geschlecht zwischen Spiel und Zwang*. Psychozial-Verlag, Gießen, S 209–224
11. Ross MW (2005) Typing, doing, and being: sexuality and the internet. *J Sex Res* 42: 342–352
12. Dekker A (2004) Cybersex und Online-Beziehungen. In: Hornung R, Buddeberg C, Bucher T (Hrsg.) *Sexualität im Wandel*. vdf, Hochschul.-Verlag, Zürich, S 159–179
13. Bauman Z (2003) *Liquid love*. Polity Press, Cambridge, MA
14. Giddens A (1992) *The transformation of intimacy: sexuality, love and eroticism in modern societies*. Stanford University Press, Oxford
15. Gagnon J, Simon W (1973) *Sexual conduct: the social sources of human sexuality*. Hutchinson London
16. Simon W (1996) *Postmodern sexualities*. Routledge, London
17. Barak A, King SA (2000) The two faces of the internet: introduction to a special issue on the internet and sexuality. *Cyberpsychol Behav* 3: 517–520
18. Weise ER (1996) A thousand aunts with a modem. In: Cherny L, Weise ER (eds) *Wired women: gender and new realities in cyberspace*. Seal Press, Seattle, WA
19. Seto MC, Maric A, Barbaree HE (2001) The role of pornography in the etiology of sexual aggression. *Aggr Viol Beh* 6: 35–53

20. Barwick, Helena (2003) *A guide to the research into the effects of sexually explicit films and videos*. Office of Film & Literature Classification, Wellington, Australia
21. Stoller RJ (1975/1998) *Perversion – Die erotische Form von Hass*. Psychozial-Verlag, Gießen
22. Stoller RJ (1991) *Porn – myths for the twentieth century*. Yale University, Yale
23. Berner W, Hill A (2004) *Gewalt, Missbrauch, Pornografie*. In: Hornung R, Buddeberg C, Bucher T (Hrsg.) *Sexualität im Wandel*. vdf, Hochschul.-Verlag, Zürich, S 141–157
24. Boeringer SB (1994) Pornography and sexual aggression: associations of violent and nonviolent depictions with rape and rape proclivity. *Deviant Behavior: an Interdisciplinary Journal* 15: 289–304
25. Allen M, D'Alessio D, Bregel K (1995) A meta-analysis summarizing the effects of pornography II. *Hum Comm Res* 22: 258–283
26. Oddone-Paolucci E, Genius M, Violato C (2000) A meta-analysis of the published research on the effects of pornography. In: Violato C, Oddone-Paolucci E, Genius M (eds) *The changing family and child development*. Ashgate, Aldershot, UK, pp 48–59
27. Malamuth NM, Addison T, Koss M (2000) Pornography and sexual aggression: are there reliable effects and can we understand them? *Ann Rev Sex Res* 6: 26–91
28. Allen M, D'Alessio D, Emmers-Sommer TM (2000) Reactions of criminal sexual offenders to pornography: a meta-analytic summary. In: Roloff M (ed) *Communication yearbook 22*. Sage, Thousand Oaks, CA, pp 139–169
29. Marshall WL (1988) The use of sexually explicit stimuli by rapists, child molesters and non-offenders. *J Sex Res* 25: 267–288
30. Kearns CM, Nutter DE (1988) A preliminary examination of the pornography experience of sex offenders, paraphiliacs, sexual dysfunction patients, and controls based on meese commission recommendations. *J Sex Marit Ther* 14: 285–298
31. Nutter DE, Kearns ME (1993) Patterns of exposure to sexually explicit material among sex offenders, child molesters and controls. *J Sex Marit Ther* 19: 77–85
32. Langevin R, Curnoe S (2004) The use of pornography during the commission of sexual offenses. *Int J Offender Ther Comp Criminol* 48: 572–586
33. Seto MC, Eke AW (2005) The criminal histories and later offending of child pornography offenders. *Sex Abuse: J Res Treat* 17: 201–210
34. Kutchinsky B (1999) Law, pornography and crime. *Scandinavian Res Council Criminol* 16: 11–347
35. Diamond M, Uchiyama A (1999) Pornography, rape, and sex crimes in Japan. *Int J Law Psychiatry* 22: 1–22
36. McGrath MG, Casey E (2002) Forensic psychiatry and the internet: practical perspectives on sexual predators and obsessional harassers in cyberspace. *J Am Acad Psychiatry Law* 30: 81–94
37. McGrath M (2005) Cyber offenders. In: Ferraro MM, Casey E (eds) *Investigating child exploitation and pornography: the internet, the law and forensic Science*. Elsevier Academic Press, USA, pp 51–78
38. Hughes DM (2004) The use of new communications and information technologies for sexual exploitation of women and children. In: Waskul DD (ed) *net.seXXX – reading on sex, pornography, and the internet*. Peter Lang, New York, pp 105–107
39. Bundeskriminalamt (2005) *Polizeiliche Kriminalstatistik 2004 – Bundesrepublik Deutschland*. Bundeskriminalamt, Wiesbaden

40. <http://www.bka.de/pks/pks2004>
41. Mitchel KJ, Finkelhor D, Wolak J (2001) Risk factors for and impact of online sexual solicitation of youth. *JAMA* 285: 3011–3014
42. Wolak J, Finkelhor D, Mitchel KJ (2004) Internet-initiated sex crimes against minors: implications for prevention based on findings from a national study. *J Adolesc Health* 35: 424.e11–20
43. Walsh WA, Wolak J (2005) Nonforcible internet-related sex crimes with adolescent victims: prosecution issues and outcomes. *Child Maltreat* 10: 260–271
44. Frei A, Ereny N, Dittmann V, Graf M (2005) Paedophilia on the internet. A study of 33 convicted offenders in the canton of Lucerne. *Swiss Med Wkly* 135: 488–494
45. Galbreath NW, Berlin FS, Sawyer D (2002) Paraphilias and the internet. In: Cooper A (ed) *Sex and the internet*. Brunner-Routledge, New York, pp 187–205
46. Goodman A (1998) *Sexual addiction: an integrated approach*. Int. Universities Press Madison, Conn
47. Kafka MP, Hennen J (1999) The paraphilia-related disorders: an empirical investigation of non-paraphilic hypersexuality disorders in outpatient males. *J Sex Mar Ther* 25: 305–319
48. Briken P, Hill A, Berner W (2005) Sexuelle Sucht: Diagnostik, Ätiologie, Behandlung. *Z Sexualforsch* 18: 185–196
49. Bancroft J, Vukadinovic Z (2004) Sexual addiction, sexual impulsivity, or what? Toward a theoretical model. *J Sex Res* 41: 225–234
50. Goldsmith TD, Shapira NA (2006) Problematic internet use. In: Hollander E, Stein DJ (eds) *Clinical manual of impulse-control-disorders*. Am Psychiatric Publ, Washington DC, US, pp 291–308
51. Young KS (2004) Internet addiction: a new clinical phenomenon and its consequences. *Am Behav Sci* 48: 402–415
52. Kratzer S (2006) *Pathologische Internetnutzung*. Pabst Science Publishers, Lengerich
53. Taintor MD (2005) Telemedicine, telepsychiatry, and online therapy. In: Sadock BJ, Sadock VA (eds) *Kaplan & Sadock's comprehensive textbook of psychiatry*, 8th edn. Lippincott Williams & Wilkins, Baltimore, pp 955–963
54. Cooper A, Scherer CR, Boies SC, Gordon BL (1999) Sexuality on the internet: from sexual exploration to pathological expression. *Prof Psych: Research and Practice* 230: 154–164
55. Griffith M (2000) Excessive internet use: implications for sexual behaviour. *Cyberpsychol Behav* 3: 537–553
56. Greenfield DN (1999) *Virtual addiction*. New Harbinger Publications, Oakland, CA
57. Putnam DE (2000) Initiation and maintenance of online sexual compulsivity: implications for assessment and treatment. *Cyberpsychol Behav* 3: 553–564
58. Putnam DE, Maheu MM (2000) Online sexual addiction and compulsivity: integrating web resources and behavioral telehealth in treatment. *Sexual Addiction Compulsivity* 7: 91–112
59. Schwartz MF, Southern F (2000) Compulsive cybersex: the new tea room. *Sexual Addiction and Compulsivity* 7: 127–144
60. Young K (1998) Cybersexual addiction quiz. http://www.netaddiction.com/resources/cybersexual_addiction_quiz.htm
61. Stein DJ, Black DW, Shapira NA, Spitzer R (2001) Hypersexual disorder and preoccupation with internet pornography. *Am J Psychiatry* 158: 1590–1594
62. Griffiths MD (2001) Sex on the internet: observations and implications for internet sex addiction. *J Sex Res* 38: 333–342
63. Delmonico DL, Griffin E, Carnes PJ (2002) Treating online compulsive sexual behavior: when cybersex is the drug of choice. In: Cooper A (ed) *Sex and the internet*. Brunner-Routledge, New York, pp 147–167
64. Cooper A, Putnam DE, Planchon LA, Boies SC (1999) Online sexual compulsivity: getting tangled in the net. *J Treat Prev* 6: 79–104
65. Cooper A, Griffin-Shelley E, Delmonico DL, Mathy R (2001) Online sexual problems: assessment and predictive variables. *J Treat Prev* 8: 267–285
66. Delmonico DL (1999) Internet sex screening test. http://www.sexhelp.com/internet_screening_test.cfm.
67. Putnam DE (1997) Online sex addiction questionnaire. <http://onlinesexaddict.com/osaq.html>
68. Briken P, Habermann N, Kafka MP et al. (2006) The paraphilia-related disorders: an investigation of the relevance of the concept in sexual murderers. *J Forensic Sci* 51: 683–688
69. Barron M, Kimmel M (2000) Sexual violence in three pornographic media: toward a sociological explanation. *J Sex Res* 37: 161–168
70. Koop CE (1987) Report of the surgeon general's workshop on pornography and public health. *Am Psychol* 42: 944–945
71. Bancroft J (2002) Preface. In: *Sex and the internet – a guidebook for clinicians*. Brunner-Routledge, New York
72. Egg R (2005) Armin M – a german cannibal. Vortrag auf First International Conference of Sexual Offences, São Paulo, Brasilien
73. Meyer AE (1976) Zur Psychoanalyse der Perversionen. *Sexualmedizin* 5: 169–176
74. Berner W (1985) Das Selbstvertauschungsgieren Pädophiler. *Psychother Psychosom Med Psychol* 35: 1–40
75. Pfäfflin F (2004) Sexualstraftaten. In: Foerster K, Venzlaff U (Hrsg) *Psychiatrische Begutachtung*. Urban & Fischer, München, S 275–302
76. McGrath M (2005) Cyber victims. In: Ferraro MM, Casey E (Hrsg) *Investigating child exploitation and pornography: the internet, the law and forensic science*. Elsevier Academic Press, USA, pp 41–49
77. Alexy EM, Burgess AW, Baker T (2005) Internet offenders – traders, travelers, and combination trader-travelers. *J Interpers Viol* 20: 804–812
78. Roberds SC (2004) Technology, obscenity, and the law: a history of rescent efforts to regulate pornography on the internet. In: Waskul DD (ed) *net.seXXX – reading on sex, pornography, and the internet*. Peter Lang, New York, pp 295–315
79. Mitchel KJ, Finkelhor D, Wolak J (2005) The internet and family and acquaintance sexual abuse. *Child Maltreat* 10: 49–60
80. Longo RE, Brown SM, Orcutt DP (2002) Effects on internet sexuality on children and adolescents. In: Cooper A (ed) *Sex and the internet*. Brunner-Routledge, New York, pp 87–104
81. Miller WR, Rollnick S (1991) *Motivational interviewing*. Guilford, New York
82. Hill A, Briken P, Kraus C et al. (2005) Medikamentöse Therapie von Sexualstraftätern. In: Wischka B, Rehder U, Specht F et al. (Hrsg) *Sozialtherapie im Justizvollzug*. Kriminalpädagogischer Verlag, Lingen, S 344–359
83. Berner W, Hill A, Briken P (2006) Sexualstraftäter behandeln mit Psychotherapie und Medikamenten. Eine Anleitung. Dtsch Ärzteverlag, Köln (im Druck)
84. Marshall WL, Anderson D, Fernandez Y (1999) *Cognitive behavioural treatment of sexual offenders*. Wiley, Chichester
85. Rheingold H (2004) *Teledildonics: reach out and touch someone*. In: Waskul DD (ed) *net.seXXX – reading on sex, pornography, and the internet*. Peter Lang, New York, pp 319–322
86. Barber T (2004) A pleasure prophecy: predictions for the sex tourist of the future. In: Waskul DD (ed) *net.seXXX – reading on sex, pornography, and the internet*, Peter Lang, New York, pp 323–336